

«Es darf nicht noch mehr gebaut werden»

Alteingesessene Opfiker über die zwiespältigen Gefühle gegenüber der rasanten Entwicklung der Stadt

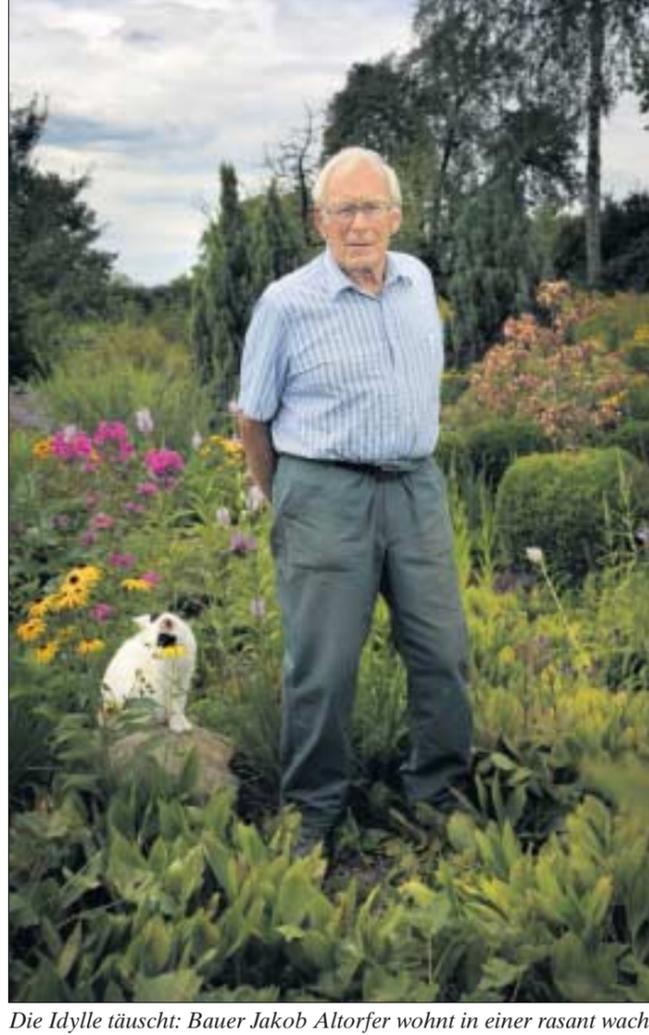
Opfikon ist in den letzten Jahrzehnten rasant gewachsen. Die Arbeitsplatz-gemeinde verzeichnete zuletzt auch einen deutlichen Bevölkerungszuwachs. Die alteingesessenen Opfiker verfolgen die Entwicklung mit einer Mischung aus Skepsis und Interesse.

ark. Auch 40 Jahre nach deren Gründung ist Jakob Altorfer nicht sicher, ob es wirklich eine Stadt Opfikon braucht. «Für mich ist es immer noch eine Gemeinde», sagt der 75-jährige Landwirt. Kein Wunder: Wer Altorfer im Haldengut im idyllischen Ortskern von Alt-Opfikon besucht, kommt sich vor wie in einem abgelegenen Dorf. Auf einem Bänklein vor einem Bauernhaus sind zwei Frauen gemütlich am Schwatzen, in den prächtigen Gärten summen die Bienen, und hinter den letzten Häusern erstreckt sich die Erholungszone zwischen Dorf und Hardwald. Obwohl die Autobahn hörbar ist, scheint die urbane Welt weit weg zu sein. Doch dieser Eindruck täuscht: Wenn man etwas genauer schaut, sieht man hinter den Bäumen die Kräne. Opfikon ist zu einer Stadt mit knapp 14 000 Einwohnern herangewachsen. Gleichzeitig bieten die Arbeitgeber rund 15 000 Stellen an, gut doppelt so viele wie noch 1980.

«Fast wie die Plattenbauten in der DDR»

Jakob Altorfer verfolgt diese Entwicklung buchstäblich aus der Ferne, aber mit wachem Interesse. «Hinunter» in die Stadt fährt er nur, wenn es nötig ist; etwa wenn er den Arzt besuchen oder einen Einkauf tätigen muss. Was dort passiert, betrachtet er mit einer Mischung aus Zufriedenheit und Skepsis. Einerseits sei es sehr praktisch, dass man im Opfiker Zentrum fast alles finde, und falls dies einmal nicht der Fall sein sollte, sei Zürich nur einen Katzensprung entfernt. Gleichzeitig stellt sich der ehemalige SVP-Gemeinderat (vom gemässigten Flügel, wie er betont) gewisse Fragen. Wenn er sieht, wie im Glattpark ein Wohnblock um der andere hochgezogen wird, dann erinnert ihn das fast etwas an die Plattenbauten in der ehemaligen DDR. Es frage sich, ob die Qualität der schnell gebauten Häuser genügen werde.

Dieselbe Ambivalenz spürt Altorfer bezüglich der Voraussetzungen für einen der letzten Landwirtschaftsbetriebe im Dorf. Die «Haldengüter», wie Familie Altorfer traditionell genannt wird,



Die Idylle täuscht: Bauer Jakob Altorfer wohnt in einer rasant wachsenden Stadt.

ADRIAN BAER

betreiben im alten Stall einen Hofladen. Dieser profitiert vom grossen Kundenpotenzial am Stadtrand, wie Altorfer bilanziert. Gleichzeitig sorgt die Stadt für Begehrlichkeiten. Einfamilienhausparzellen am schönsten Fleck der Gemeinde sind gefragt. Altorfer sieht hier aber das Ende der Fahnenstange erreicht: «Es darf nicht noch mehr gebaut werden», sagt er mit Blick auf eine Reihe von neu erstellten Eigenheimen. «Entweder wir belassen die Grünfläche so, wie sie ist, oder wir können ganz aufhören», sagt er bestimmt. Einst waren es 25 Bauern im Dorf, erinnert sich Altorfer, heute sind es noch 5 und bald nur noch 4. Die verbliebenen arbeiten eng zusammen und versuchen so, ihre Kosten zu senken.

Auch zwischen den alteingesessenen Opfikern gibt es so etwas wie eine quartierübergreifende

Solidarität, die aber von Melancholie überlagert wird. Man kann fragen, wen man will – alle berichten von einer Entfremdung in der Stadt, von Vereinen mit Nachwuchsproblemen und einem Zusammengehörigkeitsgefühl, das langsam verschwindet. Christa Bosshard hat in Glattbrugg 30 Jahre lang einen Blumenladen betrieben, 2005 hat sie ihn geschlossen. Auch dies sei eine Folge der rasanten Entwicklung, sagt sie. Kleineren Läden macht nicht nur in Opfikon die Konkurrenz der sich schnell ausbreitenden Grossmärkte zu schaffen. Die 66-jährige Kauffrau konzentriert sich heute auf einige Grosskunden, die sie direkt beliefert, und investiert daneben viel Zeit für unbezahlte Vereinsarbeit. Der Kontakt zu den Alteingesessenen, die sie oft in diesem Rahmen trifft, sei herzlich. Dagegen fehle es vielen Zuzüglern an jeglichem Interesse für Kontaktaufnahme: «Sie ziehen ein und sagen nicht einmal Grüezi», bedauert Bosshard.

«Nicht mehr einheimisch»

Noch etwas drastischer formuliert es der pensionierte Werkmeister Willi Brunner: «Man ist nicht mehr einheimisch.» Es sei fast etwas frustrierend, wie die Gemeinde an Niveau verliere. Gründe dafür sieht er im starken Bevölkerungswachstum, aber auch im hohen Ausländeranteil von knapp 37 Prozent. Er macht sich zudem Sorgen über die

hohe Abhängigkeit der Stadt von den juristischen Personen, die weit über die Hälfte der Steuererträge abliefern. Insgesamt sei ihm Opfikon fremd geworden. Das Ganze habe aber auch eine andere Seite: «Das Neue interessiert einen doch auch wieder», relativiert Brunner.

Auch Jakob Altorfer beschäftigt der hohe Ausländeranteil im Dorf. In manchen Klassen des Schulhauses seiner Enkel sei die Mehrheit der Schüler fremdsprachig. Doch dieser Wandel hat für ihn ebenfalls eine positive Seite. Im Hoflädeli bei Altorfers kaufen viele Ausländerinnen günstig Gemüse ein. Oft werde er von Nachbarn gefragt, ob es nicht Probleme gebe mit diesen «Kopftuch-Frauen». «Im Gegenteil», pflegt Altorfer zu antworten, «das sind diejenigen, die am wenigsten stehlen.»

Zeigen, was nicht mehr ist

Denkmalpflege erinnert im Jubiläumsjahr an verlorene Bauten

flo. Nicht immer war das Wirken der kantonalen Denkmalpflege von Erfolg gekrönt, und deshalb will sie dieses Jahr aus Anlass ihres 50-jährigen Bestehens neben der Würdigung geretteter Objekte auch nachdenklich stimmen. Auf ihrer Internetseite zeigt die Denkmalpflege für jede Woche ein mittlerweile verschwundenes Baudenkmal im Bild und kommentiert dessen Leidensgeschichte (www.jubilaeum08.zh.ch). Der Fundus ist schier unerschöpflich, zum Bedauern der Denkmalpfleger. Gemäss einer Mitteilung der kantonalen Baudirektion soll die Serie nicht in erster Linie anklagen, sondern zur Diskussion über den Wert historischer Bausubstanz anregen.

Prominente und weniger bekannte Opfer

Die Reihe begann im Januar dieses Jahres mit der 1958 in Zürich Enge abgebrochenen Villa Freudenberg. Diese musste Platz machen für die Kantonsschulbauten von Jacques Schader, die seit 1987 unter Denkmalschutz stehen. Über bekannte Abbruch-Opfer wie die 1962 verschwundene, damals knapp 100-jährige städtische Fleischhalle am Limmatquai, die 1970 unter dramatischen Umständen geschleifte Villa Seeburg an der Zollikerstrasse in Zürich, Hotelbauten und Kirchen führt die Reihe über weniger bekannte ehemalige Bauernhäuser und Scheunen bis hin zum derzeitigen Wochengast, dem in den 1920er Jahren erbauten NOK-Unterwerk Töss II. Der für seine Entstehungszeit typische Metallbau wurde 1989 niedergedrückt, sein Standort ist heute eine Industriebrache. Die Reihe über verlorene Zeitzegen wird bis zum Jahresende fortgesetzt.

Rückschläge und neue Impulse

Einige der dokumentierten Abbruch-Geschichten waren zu ihrer Zeit von heftigen politischen Diskussionen begleitet. So entsprach das Ende der städtischen Fleischhalle dem ausdrücklichen Willen des Zürcher Stadtparlaments, dessen Mehrheit sich hinter eine entsprechende Forderung aus Kreisen des damaligen Landesrings gestellt hatte. Andere Vorkommnisse brachten nebst konkreten Verlusten wertvoller Objekte dem denkmalgeschützerischen Grundgedanken im Kanton

Auftrieb und neue Impulse. Der Abbruch der Zürcher Villa Seeburg, in der Medienmitteilung als Trauma der zürcherischen Kulturgeschichte bezeichnet, hat in der Folge massgeblich zur Verschärfung der Bestimmungen im kantonalen Planungs- und Baugesetz sowie zu einem Ausbau der denkmalpflegerischen Tätigkeit geführt.

Führungen zu Bauten und Grabungen

Neben den Bildern der kantonalen Denkmalpflege wird im Internet jeweils auch ein Wochenbild der Kantonsarchäologie über ein attraktives Fundobjekt gezeigt. Im Jubiläumsjahr 2008 bieten die Kantonsarchäologie und die Kantonale Denkmalpflege acht kulturgeschichtliche Exkursionen an. Fachleute leiten die Wanderungen und eine Velotour zu historischen Bauten und archäologischen Fundstellen im ganzen Kantonsgebiet. Die Veranstaltungen wurden im Frühsommer ein erstes Mal durchgeführt, sie werden zwischen Mitte August und Ende September wiederholt.

Programme und Anmeldung: Amt für Raumordnung und Vermessung, Archäologie und Denkmalpflege, Sekretariat, Stettbachstrasse 7, 8600 Dübendorf, www.jubilaeum08.zh.ch.

Neue Rotlichtkameras an Winterthurer Ampeln

fsi. Fünf Winterthurer Rotlichtüberwachungsanlagen sind modernisiert worden. Wie die Stadtpolizei am Donnerstag meldete, werden am 11. August an den Kreuzungen Wülflinger-/Bachtelstrasse, St.-Georgen-/Lindenstrasse, St.-Galler-Strasse-/Pflanzschulstrasse und Frauenfelder-/Stadlerstrasse neue Kameras in Betrieb genommen. Sie können dank moderner Lasertechnologie sowohl die Geschwindigkeit messen als auch das Rotlicht überwachen. Schalte die Ampel auf Rot, werde die Kamera mit der vorgeschriebenen Verzögerung von 0,5 Sekunden ausgelöst, teilt die Polizei weiter mit. Bei der Geschwindigkeit gelte die für Laseranlagen übliche Toleranz von 3 km/h. Die Geschwindigkeit werde auch bei ausgeschalteter Lichtsignalanlage gemessen.

Trouvailles

*Der Schatz im Oberland
Goldgräberstimmung im Goldingertal*

bc. Für die Schatzsucher am Goldloch im Goldingertal galt das Sprichwort «Morgenstund hat Gold im Mund» wohl eher nicht. Denn auch am Vormittag ist es in der rund sechzig Meter tiefen Höhle nicht goldig hell, sondern stockdunkel. Aber, wer weiss, vielleicht erhelle hie und da ein Fund ihre Tage nachhaltig. Wie viel oder ob überhaupt Gold gefunden wurde, ist allerdings nicht überliefert. Um 1770 sollen im Goldloch (das auch Isaraloch genannt wird) immerhin vier bis sechs Bergarbeiter täglich nach dem begehrten Edelmetall gegraben haben.

Wer heutzutage nachsehen will, ob sich noch Wertvolles in den Stollen befindet, muss gute Schuhe anziehen und eine starke Taschenlampe einpacken. Von Chamm aus – welches sich am Ende des Goldingertals befindet und wo auch das bekannte Skigebiet Atzmännig liegt – steigt man in rund vierzig Minuten steil durch ein Bachtobel bergauf. Die damaligen Bergarbeiter nutzten wohl ebenfalls diesen anstrengenden Weg, um zu ihrer Arbeitsstelle zu gelangen, immerhin eine der grössten Höhlen des Oberlands. Die Grösse der Höhle ist zum Teil den Schatzsuchern zu verdanken. Wie weit sie natürlichen Ursprungs ist und wie viel abgetragen wurde, weiss aber niemand so genau. Am Höhleneingang angelangt, steht man vor einem unscheinbaren Loch, welches Erwachsene nur gebückt betreten können. Wer es nun als Goldgräber ernst meint, hat die Wahl zwischen zwei Stollen: Der eine verfügt über einen Durchgang ganz hinten und einen weiteren, engen, dazwischen; der andere beginnt links nach dem Eintritt und birgt noch einen kleinen See.

Die Goldgräber vom Goldloch waren aber nicht die Einzigen, die an den Schatz im Oberland glaubten. Am Dägelsberg zeugt ein zweites Goldloch von ehemaligen Schatzsuchern. Dort klettert man nach dem Öffnen der Eisentüre über eine eiserne Leiter zum ersten Schacht. Durch einen Stollen gelangt man zur zweiten Leiter, die zum untersten Boden führt, von wo aus die beiden mit Wasser gefüllten Stollen sichtbar sind. Der Schlüssel für das Eingangstor kann in den Bergrestaurants Sennhütte-Strahlegg und Tierhag abgeholt werden. – In welchem der beiden Goldlöcher ein Schatz steckt, darüber gibt es leider noch keine Informationen.

Auf der Karte der Tourismusregion «sunnland-oberland» sind Hinweise und Wandervorschläge zum Goldloch bei Chamm wie auch jenem am Dägelsberg zu finden. Die Karte kann unter www.sunnland-oberland.ch bestellt werden.



Das Goldloch im Oberland.

ADRIAN BAER

IN KÜRZE

Bissiger Ladendieb in Bülach. Ein Ladendieb hat am Mittwochnachmittag in einem Lebensmittel-Discountladen in Bülach einen Angestellten in den Arm gebissen und massiv verletzt. Wie die Kantonspolizei Zürich am Donnerstag mitteilte, war der 44-jährige Dieb vom Personal in flagranti erwischt und festgehalten worden. Der Ladendieb randalierte, riss sich los und flüchtete. Ein 47-jähriger Angestellter verfolgte ihn und hielt ihn fest. Dabei biss der 44-Jährige zu. Der Ladendieb hatte Batterien und eine Sonnenbrille im Wert von etwa 50 Franken zu stehlen versucht. **fsi.**

Reinigungstücher legen Reinigungsanlage lahm. In Schwerzenbach wird ein Schmutzwasser-Pumpwerk regelmässig durch Reinigungstücher für Kleinkinder lahmgelegt. Dies habe man festgestellt, nachdem man aufgrund von Störungen ein Gitter habe einbauen lassen, schreibt der Gemeinderat in einer Mitteilung. Um die Funktionstüchtigkeit der Anlage zu gewähren, wurde nun eine spezialisierte Firma mit der periodischen Reinigung des Gitters beauftragt. Der Gemeinderat empfiehlt den jungen Eltern die Entsorgung der Tüchlein zusammen mit den Windeln im Hauskehricht. **ark.**

Sinkende Häftlingszahlen

(sda) Kurzzeit-Häftlinge im Kanton Zürich können ihre Strafe momentan unter angenehmeren Bedingungen absitzen: Weil sich ihre Zahl fast halbiert hat, steht ihnen mehr Platz zur Verfügung. Die Aufseher können gleichzeitig ihre Überstunden abbauen. Die Zahl der Kurzzeit-Häftlinge im Kanton Zürich ist seit Anfang 2007 von 210 auf 120 gesunken. Die acht Untersuchungsgefängnisse, in denen die kurzen Haftstrafen verbüsst werden, sind heute nur noch zu 87 Prozent belegt. Anfang 2007 waren es noch über 100 Prozent.

Grund für den Rückgang ist das neue Strafrecht, das seit Januar 2007 in Kraft ist (siehe auch NZZ vom 20. 6. 08). Dieses zieht anstelle der kurzen Freiheitsstrafe die Geldstrafe vor. Rudolf Hablützel, Stabschef der Gefängnisse des Kantons Zürich, bestätigte am Donnerstag einen Artikel in «20 Minuten», wonach die Aufseher derzeit ihre Überstunden abbauen, die sich in Zeiten der Überbelegung angesammelt haben. Für die Häftlinge bedeutet die Unterbelegung mehr Komfort. Während sie bei Überbelegung auch einmal zu dritt eine Zweierzelle bewohnen mussten, seien sie jetzt in den meisten Fällen zu zweit untergebracht. Wie Hablützel weiter ausführte, verzichtet man aber trotz ausreichend Platz auf Einzelzellen: «Sofern sich die Leute verstehen, sitzen sie eine Strafe am besten zu zweit ab.» Dreizehntausend Stunden pro Tag alleine in einer Zelle zu verbringen, tue niemandem gut.